

Zum 100. Geburtstag
von Peter Huchel
am 3. April 2003

Nachlässe

Uwe Grüning

*Jahreszeiten, Mißgeschicke, Nekrologe –
unbekümmert geht der Fremde davon.*

Mit diesen Versen endet der letzte Gedichtband Peter Huchels *Die neunte Stunde*. Der mit der Bibel Vertraute wird an die Passionserzählung erinnert: *Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde. Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: „... Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.“*

*Die Hitze sticht in den Stein
das Wort des Propheten,*

heißt es im gleichnamigen Gedicht. Die Anspielung ist unüberhörbar. Auch wenn *Der trockene Glanz der Ziegenherde reißt in der Luft*

und fällt als Zunder hinter den Horizont, mögen wir an die Verfinsterung um die sechste Stunde denken. Nur läge es Huchel fern, eine Paraphrase über die Kreuzigung zu schreiben. Zitat und Anspielung nutzt er weder, um im Sinne des *Glasperlenspiels* kunstvolle Bilder aus den Überlieferungen unserer Kultur zu weben, noch, um Mythen und traditionsprägenden historischen Ereignissen eine neue, zeitgenössische Deutung zu geben.

Er ist ein schöpferischer Beobachter, beschreibt, was das Auge sieht, die Hand ertastet, das Ohr vernimmt: Da ist kein abstrakter Raum, kein einzig ideelles Geschehen, keine bloße Allegorie, die im Gedicht Gestalt und Ausdruck fänden. Alles bleibt sichtbar, fühlbar, hörbar, besitzt Geschmack und Geruch. Anspielung und Zitat machen deutlich, dass das, was als einmaliger Eindruck oder als Bild wieder-

holter Begegnungen erscheint, aufs Engste mit der gegenwärtigen wie mit der vergangenen Welt, ihrem Los und ihrem Geheimnis verbunden ist.

Huchel, der Natur und Kulturlandschaft mit größter Genauigkeit und höchster Sinnlichkeit zu imaginieren wusste, blieben Geist und Geschichte nicht nur nicht fremd, er vermochte jene ohne diese weder zu sehen noch zu begreifen. *Im großen Hof meines Gedächtnisses. Dasselbst sind mir Himmel, Erde und Meer gegenwärtig,* dieses Wort Augustins hat er seinem Gedichtband *Chausseen* vorangestellt: Gegenwart und Wirklichkeit schenkt nicht der Augenblick, sondern seine Teilhabe am Gedächtnis Gottes, an der Erinnerung des Universums, in der sich der Mensch spiegelt.

Im Jahrsiebt, da ich, Huchels Schüler nicht nur im metaphorischen Sinne, sein Gast war, konnten wir nicht über das damals unbekanntes Wort Hannah Arendts sprechen: *Die Metapher, Brücke über den Abgrund zwischen den inneren und unsichtbaren Geistestätigkeiten und der Erscheinungswelt, war gewiß die größte Gabe der Sprache an das Denken... Es gibt nicht zwei Welten, denn die Metapher vereinigt sie.* Ich glaube, er hätte mit dem Lächeln eines, der deutend sich selbst entdeckt, diesem Wort zunächst ohne Vorbehalt zugestimmt und dann darüber gesonnen, ob es nicht eine zu ungenaue Metapher sei: Für ihn gab es in tieferem Sinn nichts Getrenntes, über das eine Brücke zu schlagen, das zu vereinen sei. In der Erschei-

nung war ihm das analoge Vergangene und das, was darüber gedacht worden, gegenwärtig, und die Metapher sah er als einen unsichtbaren, jedoch das Ganze enthaltenden Teil dieses Bildes.

Jahreszeiten, Mißgeschicke, Nekrologe – unbekümmert geht der Fremde davon:

Der dies wie einen Nachruf auf sich selbst keineswegs unbekümmert, sondern zutiefst resigniert schrieb, erlebte nicht mehr, wie höchste Schätzung zum leeren Ritus wird oder, mehr und mehr verblasen, in Vergessenheit sinkt. Huchels Ruhm wuchs, solange er lebte. Doch er war nie enthusiastisch im Mund aller Gebildeten, nie ein Idol der Jugend und nie die Verkörperung eines Generationsgefühls. Immer schien es, als sei die Stunde des Dichters Huchel schon vorüber, als ehre ihn die literarische Welt auf Grund seines Ranges in einer Nachwürdigung. Wohl hat Huchel einige Nachahmer, nie aber Schüler gefunden, die, sei es auch nur für wenige Jahre, den lyrischen Zeitton bestimmten. Das lag nicht allein daran, dass der Huchel-Ton zwar imitiert werden kann, Huchels Bilder aber so präzise und kontextgebunden sind, dass jede Nachbildung lächerlich würde; es beruht auch auf einer Asymmetrie seiner Dichtung und ihrer Wirkgeschichte.

Viele seiner bedeutendsten Jugendgedichte sind in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre entstanden, doch erst 1948 in einem eigenen Band veröffentlicht worden. Der Nationalsozialismus errichtete Barrieren, vereinzelte, was der Kommunikation und Anregung bedurfte, behinderte, was keimen, erstickte, was sich entfalten wollte. Wer nach 1945 auf eine Fülle im Verborgenen entstandener bedeutender Literatur rechnete, sah sich enttäuscht.

Verzögerter Diskurs

Kunst, auch wenn sie ihre Entstehungszeit überdauert, bleibt mit vielen Fäden an diese gebunden. Wie vereinzelt ein

Künstler auch immer lebt, er muss, will er nicht bedeutungslos werden, reflektieren, was seine Nation und ihre Nachbarn bewegt, was sie hervorbringen, schätzen oder verwerfen. Die totalitäre Herrschaft zerstört nicht nur diese Ströme, sondern auch ihre Quellen. „Zwei Diktaturen“, sagte Huchel zu mir, „vermag kein Autor zu überstehen. Sich der ersten zu widersetzen kostet so viel Kraft, dass ihn die zweite unweigerlich verwüestet.“

Auch ein Gedicht, das unbeachtet bleibt, tritt durch seine Veröffentlichung in den Kontext seiner Zeit; es wird, wie wir heute sagen, Teil ihres Diskurses. Huchels Frühwerk trat in das kulturelle Bewusstsein mit einer Verzögerung von fast zwei Jahrzehnten. Diese Ungleichzeitigkeit haftete ihm immer an. Auch wenn 1945 die Neugier auf das Versäumte ebenso groß wie auf das Gegenwärtige schien, konnte sie doch die geistige Kontinuität nicht wiederherstellen, die einem natürlichen Wachstum und einer fruchtbaren Überlieferung unabdingbar scheinen.

Ein ähnliches Schicksal widerfuhr dem Spätwerk. Wer Huchel schätzte, war gewohnt, ihn als märkischen Dichter zu bewundern, das heißt als einen, der Natur und dörfliches Leben meisterlich und gleichnishaft in Bild und Vers bannte. Dass er, ohne den Metapherngrund Mark aufzugeben, eine neue ästhetische wie existenzielle Sicht gewonnen und seinen Sujetkreis geweitet hatte, wollten sie nicht wahrnehmen. Galt es, eine Anthologie zeitgenössischer Lyrik zu edieren, so wählten die Herausgeber zur Unfreude Huchels lieber ein Gedicht wie *Caputher Heuweg* als einen Text wie *Polybios*.

Beide Gedichte wurden in den Band *Chausseen Chausseen* aufgenommen. Als dieser 1963 in Frankfurt am Main erschien, war Huchel in der DDR bereits ein Verfehmter. Gefesselt an Wilhelmshorst und dessen Umkreis, vermisste er im Äußeren die Weite, die er innerlich gewon-

nen hatte. „Ich muss reisen, um schreiben zu können“, sagte er oft. „Ich brauche fremde Eindrücke, um neue Bilder zu gewinnen.“ Er fürchtete, dass sein märkischer Metaphernvorrat sich erschöpfe. Auch wird es dem Gefangenen schwer, Herkunft und Heimat zu lieben, gewinnen diese doch aus dem Gesichtskreis der Ferne mehr, als sie verlieren.

Landschaft hinter Warschau, Thrakien, Verona, Monterosso, Baltshik, Südliche Insel – so heißen die Poesie gewordenen Stationen mancher Reise. Sie widerspiegeln den genauen Blick Huchels, seine Fähigkeit, konkrete Metaphern zu erfassen, anstatt abstrakte Landschaften zu entwerfen.

Im Symboljahr 1968 und im Jahrfünft, das ihm vorausging, war Huchel alle öffentlichen Wirksamkeit genommen. Zwar wurde Wilhelmshorst für viele ein Wallfahrtsort, zwar galt Huchel als ein *heimlicher König*, zwar genoss er diese Rolle in gleichem Maße, wie er unter seiner Verbannung litt, doch blieb er ein König ohne Land; und viele, die ihn aufsuchten, begehrten Audienz und Gehör, jedoch kein Zwiegespräch. Huchel nahm Anteil an dem, was seine Besucher bewegte, und ermutigte sie. Er war ein geborener Erzähler, der auch alltäglichen Begebenheiten eine überzeugende, zuweilen hinreißend komische Gestalt zu geben wusste. Allein sein tieferes Empfinden und sein Denken gab er nur vertrauten Freunden preis. Zu sehr fürchtete er Missverständnis wie Hohn und dass das, was ein Wort nur anzudeuten, nicht zu entschlüsseln vermag, durch eine grobe Gegenrede zerstört werden könnte.

So vermochte Peter Huchel, in den entscheidenden Jahren vom öffentlichen geistig-politischen Dialog ausgeschlossen, diesen weder zu lenken noch seine Atmosphäre nachzuvollziehen. So musste ihm das damalige Zeitgefühl eher fremd bleiben; und auch ihm begegnete man, als er 1971 die DDR verlassen durfte,

mit Befremden. Vollzog sich doch das östliche Zeitgespräch vor einem anderen Lebens- und Denkhintergrund, war Huchel doch der bedeutendste Überlebende jener Poesiegeneration, welche die Spätmoderne und deren Nachklang in der deutschen Dichtung geprägt hatte: Günter Eich, Ingeborg Bachmann, Nelly Sachs, Johannes Bobrowski, Paul Celan und Marie Luise Kaschnitz.

Schrankenüberwindende Kulturphilosophie

Sein Schicksal scheint tragisch und widersinnig, weil Huchel zwar als Dichter eine Sprache gestaltete, die Augenblicksmeinung und Tagesgeschwätz weit hinter sich ließ, zugleich aber als Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* von 1948 bis 1962 wie kaum ein anderer Lyriker das ästhetische und kulturphilosophische Zwiegespräch jener Jahre förderte und zum Teil auch lenkte. *Sinn und Form*, wie sie in der gleichnamigen Zeitschrift gestaltet wurden, erregten öfter das Unbehagen ihres Geburtshelfers Johannes R. Becher und folgten nie der Intention der offiziellen Kulturpolitik. Frei war Peter Huchel als Chefredakteur nicht, sondern wie jeder im *real existierenden Sozialismus* der DDR zum Wechselspiel von Kompromiss, scheinbarem Einlenken, Unverfänglichkeit und Grenzüberschreitung verurteilt. Er spielte es mit großem Geschick und ging unter größter Selbstgefährdung so weit, wie er nur irgend gehen konnte. In den Jahren der stärksten Konfrontation zwischen Ost und West gelang es ihm, unterschiedlichen Stimmen Gehör zu verschaffen und das Gespräch aufrechtzuerhalten. Das ist ebenso erstaunlich wie bewundernswert. Wer aber die Schranken leugnet, unter denen Huchel selbst am meisten gelitten hat, verkennt die frühe DDR oder verklärt sie.

Ein solcher immerwährender Streit schärft die Sinne, er lehrt, den verborge-

nen Text hinter dem gedruckten zu erkennen und die Wirkung eines Essays zuvor zu bedenken. Auch führte er Gesprächspartner aus halb Europa herbei und ließ Huchel jede ideologische Eruption bereits an ihren Vorbeben erkennen. Doch er zehrt auch geistige Kräfte im täglichen Kampf um Nichtigkeiten auf, verleitet zur Selbstzensur und zu einer Sonderung des vermutlich sicheren Terrains von Grenzflächen, toleriertem Niemandsland und verbotenen Gegenden. Hinzu trat die Gefährdung der psychischen und physischen Existenz, die mit den Jahren eher stärker wurde. Denn von einer Liberalisierung konnte in jener Zeit keine Rede sein, und sie blieb auch später, von Wohlwollenden überschätzt und gepriesen, stets ambivalent. So bleibt der reizvolle Gedanke, welchen Einfluss einer von Huchel weitergeführten Zeitschrift *Sinn und Form* auf den Geist von 1968 genommen hätte, irrelevant: Eine solche Konstellation wäre aus den unterschiedlichsten Gründen unmöglich gewesen.

In ihr ein Fremder geworden, verließ Peter Huchel die DDR und ihre *Jahreszeiten*, *Mißgeschicke*, *Nekrologe* keineswegs *unbekümmert*. Er glaubte an keinen Neubeginn. Er schrieb: „Ich weiß, daß die Verwendung der Archetypen von Mythos, Natur und Religion, oft nur als Flucht, als das Sichherausstellen aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit angesehen wird. Es gibt zwei Gruppen von Schriftstellern, die eine sagt, jede Dichtung dränge zum Mythos, der Mensch befreie sich aus dem engen Netz einer deformierten Realität und komme jetzt erst mit dem Wesen der Welt in Einklang. Die andere Gruppe sagt, oft mit spöttischer Überlegenheit, der altmodische Kram aus dem Arsenal der toten Mythologien, aus den Katakomben verstaubter Religionen sei rückschrittlich, mit prähistorischen Vokabeln untermaure man nur die Macht

und verändere die Wirklichkeit nicht. Der Mensch als gesellschaftliches Wesen habe den Vorrang, die Rückkehr zum Mythos könne nur als Entgesellschaftlichung des Menschen verstanden werden, als die Mystifikation der Wirklichkeit. Sie entwerfen eine weithin durchschaubare Welt, bestreiten jede Magie, jede Metapher auch, da diese die Realität umgehe.“ Er ließ keinen Zweifel daran, dass er die erste Gruppe für die bedeutendere hielt. Sah er voraus, dass Mythos und Metaphysik aufhören würden, ein Eigenleben in unserer Kultur zu führen, dass sie mit den bedeutenden Dichtern seiner Generation zu Tode kommen und fortan nur durch museale Pflege bewahrt würden? Huchel kam in die Bundesrepublik der 68er Jahre gewissermaßen wie der im Berg Verschollene in eine gealterte Zeit. Viele Preise wurden ihm zugesprochen, nie aber der hoch angesehene Büchner-Preis. Der wird nur einigen bedeutenden, mit der Zeitästhetik im Einklang stehenden Autoren verliehen, meist aber den Irrlichtern der Stunde. Nur für das Wirken an *Sinn und Form* hat die Darmstädter Akademie Huchel mit dem Merck-Preis geehrt.

„Trakl besitzt einen geringen Vorrat an Worten, Bildern, Metaphern, die in den unterschiedlichsten Konstellationen wiederkehren“, sagte Huchel zu mir. „Wenn Sie wollen, ist das eine Stärke.“ Daraus entspringt der unverwechselbare Ton und das, was wir Stil nennen. Vorrang und Begrenzung schaffen den Raum, in dem ein wiederkehrendes Echo und wiederholte Spiegelung eine eigene Sphäre finden: die Sphäre der Dichtung. Eine Zeit jedoch, der jedes Wort und Bild, jede Auffassung, jeder Gedanke, jede Religion, jede Überlieferung gleich viel und gleich gering gilt, die weder Leitbilder noch einen Kanon kennt, lässt Dichtung im Huchelschen Sinn nicht mehr entstehen.